

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953

237 (10.10.1953) Sonntagsbeilage

Und wieder wird gekeltert

Noch strahlte in den letzten Wochen die Sonne vom blauen Himmel, und Jedermann war froh um die leuchtenden Tage des Frühherbstes — am meisten lachte wohl den Weinbauern das Herz, die am Hang der Vorhügel des Oberrheins in den Winzerdörfern wohnen oder drüben in dem rebensatten Raum der Pfalz. Und in diesen Wochen werden sie nun hinausziehen in ihren Wingert, um die süße Last zur Kelter zu bringen: das Fest der Weinlese beginnt.

Der Rebbau am Rhein ist alt, von den Rebenhängen am Bodensee und im Markgräflerland an bis ins Rebenland um Baden-Baden und auch wieder im Taubergrund und am Neckar. Man kann ihm tausend, wahrscheinlich zweitausend Jahre geben, wenn es richtig ist, daß schon die Römer die ersten Reben an den Oberrhein brachten und dann die Alemannen den Rebbau weiterführten: es gibt ein alemannisches Steinmal, das ein Weintraubenrelief zeigt.

Wie auf so manchen anderen Gebieten brachte das 19. Jahrhundert eine bedeutsame Änderung des wirtschaftlichen Gefüges. Die alten Klostergüter und der herrschaftliche Weinbau verschwanden zum Teil. Die Rebbauern wurden frei, aber mit der Freiheit kamen auch allerlei neue und ungewohnte Sorgen in den nunmehr kleinbäuerlichen Weinbau. Nicht immer gelang dem kleinen Mann die Anpassung an den Markt; die Folgen waren Konkurrenzkampf und Krisen.

Es ist ein altes Wort: Gemeinschaft macht stark. Aber ebenso alt ist die Erfahrung, daß nichts schwerer ist, als Bauern unter einen Hut zu bringen. Doch da gab es einen, der trug, wie man weiß, nicht nur einen sonderlich großen Hut, sondern brachte auch besagtes Kunststück fertig. Ja, es wird wohl ein einmaliges Ereignis in der Geschichte der organisierten Wirtschaftsformen sein — manche Leute nennen das Sozialismus — daß just ein Pfarrer und Dichter es fertigbrachte, eine bäuerliche Produktionsgemeinschaft zu gründen. Es war Heinrich Hansjakob, das Haslach-Bauernbühlein, der Pfarrer von Hanau am Bodensee, einmal sogar badischer Landtagsabgeordneter und auf jeden Fall der bedeutendste badische Volksschriftsteller des 19. Jahrhunderts, der vor rund fünfzig Jahren am Bodensee die Rebbauern zu einer Winzergenossenschaft zusammenschloß.

Der Anfang war gemacht. Es sollte aber noch manches Jahr vergehen, bis die anderen Weinbauern dem Beispiel nachfolgten — die jüngste badische Winzergenossenschaft ist die von Gengenbach, erst 1951 gegründet.

Aber nun soll keiner meinen, wenn bisher nur von badischen Rebbauern die Rede war, das verstünden unsere schwäbischen Vettern nicht ebensogut. Und wenn man einen Badener fragt, wo denn eigentlich mehr Reben angebaut werden, in Baden oder in Württemberg?, so kann man sicher als Antwort hören: „Selbstverständlich in Baden!“ Gemacht, er irrt: in Baden gibt es 7 600 ha Rebland, in Württemberg aber 9 550 ha. Aber auf die Landesteile im neuen Bundesland gerechnet, wird wohl jeder richtig raten: in Nordbaden werden 1 975 ha mit Reben bebaut; Südbaden hat 5 615 ha Rebberge. In Württemberg liegt's umgekehrt: dort gibt es im südlichen Landesteil nur 186 ha Rebland, während Nordwürttemberg 9 766 ha mit Reben bepflanzt.

In dem kleinbäuerlichen Rebbau, der bei uns im Südwesten überwiegt, sind freilich die romantischen Zeiten des Hausbetriebes längst vorbei. Es wird kaum mehr mit der Hand oder gar mit den Füßen getrotet. Heute ist zwar nicht der Rebbau, wohl aber die Weingewinnung industrialisiert, auch in vielen kleinbäuerlichen Rebgemeinden, und dies eben durch die Winzergenossenschaften. Hier wird weitgehend maschinell gearbeitet, mit hydraulischen Pressen von elektrischer Kraft angetrieben, ein rationalisierter Betrieb, beinahe eine Fabrik: eine Fabrik allerdings, in welcher die köstliche Naturgabe unverfälscht verarbeitet wird. Wenn der Rebbauer seine streng nach Lagen geerntete „Ware“ an der Waage abgeliefert hat, ist die bäuerliche Arbeit am Ende; nun fließt aller Most der kleinen und großen Rebbauern gemeinsam auf den hydraulischen Pressen der Genossenschaft in gewaltige Glastankkammern ab, was übrig

bleibt, der Trester, gibt Hastrunk, Schnaps, Düngemittel: alles wird verarbeitet. Später wird der junge Wein in große, oft riesenhohle und zuweilen schon sehr alte Fässer umgepumpt: er muß reifen.

In den ganz modernen Großanlagen sind in die Keller riesige Tanks eingebaut: lange Röhrenbehälter mit Aluminiumanstrich, innen mit Glasemalle ausgekleidet. Wenn man die Behälter sieht, denkt jeder zuerst, er sei in ein Benzin-Tanklager geraten. Aber es sind „Riesenflaschen“, in denen hunderttausende Liter Wein ihre geheimnisvolle Wandlung erleben, bis sie eines Tages eine Maschine in versandfertige Flaschen umfüllt.

Und dann folgt der Weg über Handel und Wirt bis zum stillen Genießer, der in einer der vielen Weinstuben zwischen Bodensee und Main sitzt, sein Viertel behaglich und mit Verstand trinkt, eine Brezel oder einen Wasserweck dazu isst, und im übrigen dem guten Petrus, der so viel flüssige Sonne in das Glas gezaubert hat, einen braven Mann nennt.



R-r Partie aus Hirschhorn a. N.

Originalzeichnung von Fritz Lange

Der unverdiente Orden / Von Rolf Gustav Haebler

Die Ereignisse unserer Geschichte sind heute schon an die hundert Jahre alt, und die vier Personen, um die es dabei geht, sind längst gestorben; aber eine von ihnen lebt in der politischen und amüsanten Geschichte Europas weiter und ohne sie wäre diese Angelegenheit überhaupt nicht erzählenswert geworden.

Da gab es in einer badischen Stadt die Zwillinge Karl und Friedrich Lämmle. Sie sahen einander zum Verwechseln ähnlich, waren aber in ihrem Temperament sehr ungleich, und das blieb auch so während ihres ganzen Lebens. Karl verübte schon als Bub allerlei Streiche und war, was man einen durchtriebenen Bengel nennt, während Friedrich stets ein braves Mutterkind blieb. Karl wurde trotzdem der tüchtige Direktor

einer größeren Fabrik im Badischen; Friedrich zog es zur Eisenbahn, die damals noch eine höchst interessante neue Sache war; schließlich wurde er Bahnhofsvorstand in Würzburg und war glücklich verheiratet. Das Unternehmen, dem Karl vorstand, trieb einen ausgedehnten Handel über den Rhein nach dem Elsaß und nach Frankreich hinein, so mußte er denn oft nach Straßburg und zuweilen auch nach Paris. Er verstand sich darauf, französisch zu parlieren.

So war Karl Lämmle eines Tages wieder hinüber nach Straßburg gefahren, und als er des Abends beim Souper mit seinen Freunden im Hotel „Ville de Paris“ saß, kam eine sehr hübsche Dame herein. Sie nahm an einem der Tische nebenan Platz und bestellte eine Kleinigkeit. Die Herren schauten die

schöne Frau an, zogen die Augenbrauen vielsagend in die Höhe und tranken einander zu. Aber eigentlich galt das der schönen Frau. Man bat an ihren Tisch übersiedeln zu dürfen und fand Gewähr. Karl kam neben Madame zu sitzen und er gefiel ihr so gut, daß die anderen es vorzogen, sich diskret und höflich zu verabschieden. So blieb der Fabrikant Karl Lämmle mit der schönen Frau allein zusammen, und man darf annehmen, daß sie sich auf die angenehmste Weise unterhielten.

Am nächsten Morgen reisten beide weiter. Madame nach München, Karl heim in seine Fabrik.

Es war etwa ein halbes Jahr später. Da erhielt der Bahnhofsvorstand Friedrich Lämmle in Würzburg die Nachricht aus der Residenz, daß Seine Majestät, der König von Bayern, anderntags in Würzburg durchfahren werde, um sich nach seinem feldaischen Schlosse in Brückenau zu begeben. Es war in jenen Tagen, da die Münchener ihrem König allerlei despektierliche Auftritte bereiteten, weil er sich allzu sehr und allzu öffentlich mit einer Tänzerin, der Lola Montez, eingelassen hatte, die man „die schönste Frau Europas“ nannte. Dabei spielte auch mancherlei Politik mit, was ohnehin im Jahre 1848 sozusagen in der europäischen Luft lag. Um all dem zu entgehen, hatte, wie gesagt, Ludwig beschlossen, auf einige Zeit die unerfreuliche Residenz zu verlassen.

Der Zug fuhr in Würzburg ein. Bahnhofsvorsteher Friedrich Lämmle stand stramm vor dem Hofwagen und salutierte. Am offenen Fenster erschien König Ludwig I. und grüßte leutselig. Neben ihm sah man die schöne Lola Montez, auf die aller Augen starrten. Aber auch diese Frau machte plötzlich große, erstaunte Augen und schaute Friedrich Lämmle an, der stramm und in dienstlicher Haltung stand. Friedrich Lämmles dienstliches Gesicht lief unter dem fragenden Blick der schönen Geliebten des Königs rot an. Und nun lächelte Lola, die jetzt Gräfin Landsfeld hieß, den guten Bahnhofsvorstand in seiner Galauniform an, wandte sich an den König und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der König lächelte, schaute nun ebenfalls Lämmle näher an und winkte ihm huldvoll mit der Hand. Friedrich bekam einen knallroten Kopf, und dicke Schweißtropfen rannen über sein Gesicht.

Dann piff die Lokomotive. Der Zug fuhr ab. Hinter einem Rauchscheiter verwehte das Lächeln der schönen Tänzerin.

Drei Tage nachher erhielt der Bahnhofsvorstand Friedrich Lämmle in Würzburg einen hohen Wittelsbacher Orden. Er nahm ihn an, obwohl er keine Ahnung hatte, was für sonderliche Verdienste er sich erworben habe.

Erst viel später erfuhr er von seinem Zwillingenbruder Karl, als sie einmal in ihrer Heimat bei einem Schoppen Durbacher Clevener im „Goldenen Ochsen“ saßen, was für eine Bewandnis es mit jener Auszeichnung hatte.

Anekdoten und Schnurren

Der Wetterprophet

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts eine neuerbaute badische Kleinbahn eingeweiht wurde und das erste Züglein stolz den Bahnhof verließ, saßen im vordersten blumengeschmückten Wagen der Großherzog und seine Gemahlin als prominenteste Ehren Gäste. Auf allen Stationen wurde halt gemacht und es gab feierliche Begrüßungen. In einem der Dörfer wurde auch ausgestiegen, und das hohe Paar ward in festlichem Aufmarsch zum Rathaus geleitet.

Während der Fürst das Rathaus mit dem Bürgermeister besichtigte, blieb die Großherzogin Luise im Ratszimmer mit einigen Gemeinderäten zurück. Die hatten nun die Aufgabe, die hohe Frau bis zur Rückkehr des Großherzogs zu un-

terhalten. Das war freilich keine leichte Aufgabe. Einer der Gemeinderäte trat, als wieder einmal der Engel des verlegenen Schweigens durch das Zimmer flog, ans Fenster — vielleicht erhielt er von draußen eine Anregung zum weiteren Gespräch. Und so sollte es auch sein. Denn als er den einen Flügel öffnete, schnupperte er hinaus und sagte: „Frau Großherzogin, ich glaub, 's gibt anner Wetter!“

„So —“, erwiderte die Fürstin, „woher wollen Sie das wissen, Herr Gemeinderat?“

„Ja, des ich halt so, Frau Großherzogin“, sagte er und schnupperte erneut, „'s Häusle do drunne riecht so stark, und des ich e sichers Zeiche, daß 's Wetter umschlage dut!“

Und er bewegt sich doch!

Die Familie nahm also im hintersten Wagen Platz. Und dann kam der große Moment — ein schriller Pfiff, die Lokomotive zog an und der Zug fuhr ab.

Aber, was war das? Was war im letzten Wagen? „Vater!“ schrien plötzlich die Söhne, — „der Zug fährt fort, und wir bleiben sitzen!“

Aber der väterliche Herr Professor erhob ruhig und belehrend seinen Zeigefinger: „O, nein, wir befinden uns in voller Fahrt, wir merken es nur nicht, das kommt von der großen Geschwindigkeit — genau so, wie wir auch die Bewegung der Erde bei ihrer Reise um die Sonne nicht bemerken!“

Aber trotz seiner astronomischen Kenntnisse irrte sich da der Herr Professor — man hatte nämlich vergessen gehabt, den letzten Wagen anzukoppeln!

Es war in Heidelberg, als die erste badische Eisenbahnstrecke dem Verkehr übergeben wurde. In jenen Jahren unterrichtete am Heidelberger Lyzeum ein Professor in Mathematik und Physik, der von der neuen Erfindung überaus begeistert war. Er beschloß, mit dem ersten abfahrenden Zug nach Mannheim zu sausen. Das schien damals noch vielen Leuten ein Wagnis. Er aber nahm sogar Frau und Kinder mit.

Am Bahnhof fand zunächst eine längere Beratung statt, in welchen Teil des Zuges man am besten einsteige. Der Professor war für den letzten Wagen: da sei die geringste Gefahr, nach physikalischen Gesetzen, falls das Dampfjetium entgleise.

Der Eehimmel strahlt nicht ewig blau

Auch hier liegt der Reiz im belebenden Wechsel

In manchen Ehen geht es zu wie in einem Wetterhäuschen. Sie kennen diese kleinen Stimmungsbarometer, bei denen bald das Weiblein, bald das Männlein aus seiner Tür tritt. Es bleibe dahingestellt, wer von den beiden bei schlechtem und wer bei gutem Wetter herauskommt, jedenfalls sind sie niemals zusammen vor ihrem Häuschen zu finden. Das liegt an der starren Verbindung, die es nicht zuläßt, daß das Pärchen sozusagen Arm in Arm vor seinem Giebelhäuschen das Leben genießt.

Wenn das Klima einer Ehe unbeständig und wetterwendisch ist, und wenn die Partner zu starrsinnig sind, um sich einander zu nähern, dann wird heute das Männlein und morgen das Weiblein vor die Tür gejagt, und so geht es in sinnlosem Wechsel fort. Es leuchtet wohl ein, daß solche Reaktionen auf die nun einmal unvermeidlichen Wetterstürze, die es in jeder Ehe gibt, nicht das Richtige sind. Man kann nicht bei jedem Tief vor die Tür rennen und auf gut Wetter warten.

In der Ehe sind wir alle selbst die Wettermacher, die Wolkenschleber, die Regenruder oder der Sonnenschein. Es dauert stets einige Zeit, ehe das erstrebte Klima einer Ehe zustandekommt. Das ist mit großen Anstrengungen auf beiden Seiten verbunden. Leicht ist es jedenfalls nicht, aus zwei verschiedenen Temperaturen das Klima zusammenzubrauen, in dem die Liebe so gedeihen kann wie wir es uns

dachten, als noch eitel Sonnenschein herrschte. Es dauert oft Jahre, ehe die richtige Mischung gefunden ist. Man kann am Anfang niemals eine langfristige Wettervorhersage wagen, denn der Ausgleich der Spannungen, die Überbrückung von Differenzen, das sind Aufgaben, die uns jeden Tag neu gestellt werden. Jedes Paar hat sie auf seine eigene Weise zu lösen, jedes Paar hat sein eigenes Seelenklima mit vielen individuellen Nuancen. Es gibt keine Rezepte für ewig blauen Eehimmel. Es sollte aber ein Ziel sein, im Laufe der Zeit zu einer gewissen Beständigkeit zu gelangen, die frei-

lich Veränderungen infolge zunehmender Lebensreife nicht ausschließen darf.

Im belebenden Wechsel liegt ein besonderer Reiz. Man sollte sich deshalb niemals auf eine Einheitswetterlage festlegen. Auch das Klima der Ehe hat seine vier Jahreszeiten. Wir müssen sie mit erleben. Das schließt nicht aus, daß wir unser Lebensklima auf unseren Temperamenten und seelischen Grundstimmungen aufbauen. Wenn wir dabei unglücklich verfahren und mit Verstand und Liebe zum Partner handeln, brauchen wir keine Katastrophen zu fürchten.

Adrian Faber

Kurz und lustig

UNSER BUNTES MOSAIK

Küsse von unrasierten oder bärtigen Männern können bei Frauen heftige allergische Reaktionen hervorrufen. Dies stellte ein Mediziner der New Yorker Universität fest und rät den Frauen, bärtige Männer vor dem Küssen zum Friseur zu schicken.

Einer kanadischen Familie aus Winnipeg kam es komisch vor, daß alle entgegenkommenden Autos bupen und die Insassen winkten. Sie hielt an und entdeckte vorn auf der eigenen Stoßstange das jüngste, dreijährige Töchterchen, das zu Hause hätte bleiben sollen, aber heimlich mitgefahren war.

Der 37jährige ehemalige Boxer William Rodgers heiratete in Melton Mowbray (England) die 80jährige Witwe Kate Russel. Das Paar lernte sich in einem Bridgeklub kennen. Kates 41jähriger Sohn verließ aus Protest ihr Haus.

Zehn Minuten Ruhepause

Sie wirken oft Wunder

Schönheits- und Körperpflege ist kein Luxus, sie ist weit mehr als ein Mittel, um gesund und jung zu bleiben und anderen wie uns selbst zu gefallen. Jede Frau hat ein gutes Recht dazu. Die Pflege aber, die wir uns erweisen, und das ist sehr wichtig, muß regelmäßig sein. Nicht einmal übertreiben und dann wieder vernachlässigen, nein, das Gleichmaß und das Durchhalten der einmal als richtig erkannten Pflege sind Wege zur Jugend und Gesundheit.

Jede Frau sollte auch lernen, sich so oft als möglich, aber mindestens zweimal am Tag, in Augenblicken, wenn Haushalt und Beruf nicht die ganze Kraft und Aufmerksamkeit erfordern, völlig zu entspannen. Zehn Minuten ausgestreckt, ganz ruhig und tief atmend auf dem Bett oder einer Couch zu liegen und nichts zu denken, genügt zu völliger körperlicher und seelischer Entspannung. Für jede Frau sollte dies ein absolutes Muß sein.

Die Hände sind Ihre Visitenkarte

Sie sprechen eine bereite Sprache

Es gibt keine Gründe, warum wir nicht gepflegte, schöne Hände haben sollten. Heute stehen so viele Handpflegemittel zur Verfügung, daß man getrost sagen kann: Ungepflegte Hände sind vernachlässigte Hände.

Ihre Hände sind die Visitenkarte Ihrer allgemeinen Gepflegtheit, sie erteilen sichere Auskunft über das Niveau Ihres Kultivierungsstandards. Gebrochene Nägel und rote, raue Haut vertragen sich nicht mit den Frauenberufen, bei denen Gepflegtheit ein Teilanspruch des Ganzen ist. Wenn Sie auch keine besonders schönen Hände haben, so können Sie sie doch durch regelmäßige Pflege anziehend und sympathisch machen.

Erste Bedingung für schöne Hände ist, daß sie sauber und weich sind. Darum sollte man nach jedem Händewaschen ein Hautwasser benutzen. Die gewöhnliche tägliche Pflege besteht darin, Hände und Nägel ein paarmal gründlich zu büsten, dadurch wird der Blutkreislauf gefördert. Am Tage werden die Hände mit einem guten Hautwasser eingerieben und abends mit einer guten Fettcreme, dann schläft man natürlich mit reichlich großen Baumwollhandschuhen, um das Bettzeug zu schonen.

Einmal in der Woche nimmt man ein warmes Ölbad. Man gießt etwas Mandelöl, das im Wasserbad gewärmt worden ist, in eine kleine Schale und hält die Fingerspitzen 5 bis 10 Minuten lang hinein. Dann werden die Hände auf gleiche Weise massiert, wie wenn man einen engen Handschuh anzieht. Da Lebertran für Haut und Nägel außerordentlich gut ist, kann man statt des Mandelöls abgelaubenes Lebertran verwenden. Hernach werden die Hände gründlich mit Seife gewaschen, hat man Lebertran genommen, so reibt man, um dessen Geruch völlig zu entfernen, die Hände mit etwas Kölnisch Wasser ein.

Salzhälter sind das große Geheimnis aller Frauen mit weißen, schmalen, geschmeidigen jungen Händen. Bringen Sie einen Liter Wasser zu Kochen, lassen Sie es 5 Minuten lang strudeln, und werfen Sie dann eine Handvoll Meersalz (aus der Drogerie) hinein. Tauchen Sie die Hände in dieses Wasser, das so heiß sein soll wie nur möglich, und lassen Sie sie 20 bis 30 Minuten lang darin, wobei immer wieder heißes Wasser nachgegossen werden muß. Tadeln Sie hernach eine Viertelstunde lang in Seifenwasser.



PELZBESATZ BESTIMMT DIE MODISCHE NOTE

Die Schöpfungen für den Herbst verdanken ihre Eleganz zum Teil der reichlichen Verwendung von Pelzwerk. — Links: Modisches Komplet mit nutriabesetzten Revers und ebensolchen Armelaufschlägen. — Rechts: Wildlederjacke für den verwöhnten Geschmack mit reicher Pelzverarbeitung. Die Mütze ist aus demselben Material wie die Jacke. — Aufn.: Baehr

MANNEQUINS LÄCHELN UNS AN

FREUDE UND LEID DER VORFÜHRDAMEN

Es modenschaut sich was zusammen in dieser Zeit. Hinterher kommt es dann immer auf eine Epidemie von Nervenzusammenbrüchen heraus. Bei den männlichen Angehörigen des Publikums, weil das Konto überzogen wurde, bei den Damen, weil mehrere beste Freundinnen heimlich den gleichen Geschmack entwickelten, bei den Salonhabern, weil die Presse schlechte Rezensionen brachte, und bei den Mannequins... Nun, hören Sie selbst:

Ich gehe hinter den Vorhang und schaue nach. Es ist Pause, gerade sind Teeschalen herumgereicht worden. Zwei Vorführdamen hok-

ken auf niedrigen Bänken und halten die wohlgeformten Beine in lauwarmes Wasser. Sie sind heute das erstmal über den Teppich, der ihnen die Welt bedeutet, gelaufen und haben müde Füße.

Eine von ihnen lächelt mich an. Es ist das gläserne Mannequin-Lächeln, das sie bis in die Pause verfolgt hat. Sie kann es noch nicht abschütteln. „Seien Sie doch mal einen Augenblick ernst!“ sage ich. Aber sie ist ernst. Sie ist sogar dem Weinen nahe: die Lederabteilung hat ihr im letzten Augenblick ein Paar Schuhe geliefert, die eine Nummer zu groß sind. Sie konnte sich während der Vorführung gar nicht „ausschwingen“ und hat nun entsetzliche Hemmungen.

Überhaupt das Lampenfieber! Eine große Blondine, Fräulein Moni, die vorwiegend 44er-Modelle vorzuführen pflegt, ist nun schon viele Jahre im Fach und kautert jetzt wie immer nervös in einer Sofaecke und raucht, raucht, raucht. Sie ist abhängig vom Beifall. Eine halbe Saison hat sie einmal überschlagen, nur weil sie am Schlußabend der vorhergehenden nur wenig Applaus erreichen konnte.

Ihre Kollegin, Fräulein Vera, weiß sich populärer. Aber sie hat im Laufe der Jahre auch eine eigene Methode entwickelt. „Alle sind Unwissende“, ist ihre Meinung vom Publikum, und so erobert sie es im Sturm. Eine kleine-Kopfbewegung, schelmischer Blick über die Schulter (na, will's noch nicht?), eine schnelle Kehrtwendung, mütterlich beratendes

Lächeln (aha, erster Applaus!), dezent-wiegende Schritte (auch die Herren sind gewonnen...), charmantes Neigen des Kopfes, und nun: das Kleid. Sie kann hinterher tragen, was sie will; die Zuschauer schlucken alles. Dabei ist Vera weder hervorragend hübsch, noch jung, sondern einfach mit Leib und Seele Mannequin.

„Ich könnte Bücher schreiben!“ sagt sie lachend. „Über Massensuggestion zum Beispiel, ein Thema, das mich besonders interessiert.“

Annelie aber klagt: „Wir sind nichts anderes als lebendige Ankleidepuppen. Wichtig sind nicht wir, sondern der Stoff, das Modell. Ich mache mir nichts aus den Zuschauern, aber die Kleider begeistern mich bis zur Ekstase... Ich bin glücklich, wenn ich sie tragen darf.“

Ein paar Friseure haben inzwischen begonnen, die Haarwuschel der Damen zu Abendfrisuren aufzutürmen. Weißbäckerteile sind mit Puder und einer Kollektion von Lippenstiften am Werke. Garderobieren hasten.

„Fertig, meine Damen?“ Der Veranstalter öffnet den Vorhang. „Und vergessen Sie diesmal nicht: Sie haben nur 70 Sekunden Zeit für einen Gang. Bitte Moni!“

Moni geht heute zum 35. Mal, und sie wird die Zahl noch verdoppeln. Aber das Honorar ist hoch, unwahrscheinlich hoch sogar. Dafür ist es ein Saisonberuf.

Also los! 70 Sekunden lächeln!

Ilse Marie Roth

Apfelspeisen - rasch zubereitet

Das vitaminreiche Geschenk des Gartens

Bekanntlich ist eine der gesündesten Früchte der Apfel, der infolge seines hohen Vitamin-gehaltes und seines Wohlgeschmackes bei jung und alt beliebt ist. Nachstehende Gerichte aus diesem köstlichen Geschenk des Herbstes sind in der Praxis bestens erprobt.

Gebackene Apfelkloße

Etwas 4-5 trockene Semmeln werden in heißer, gezuckerter Milch eingeweicht. Wenn die Semmeln die Milch aufgesogen haben, verührt man zwei Eier, etwas abgeriebene Zitronenschale, einige gehackte Mandeln, eine Handvoll Rosinen und Zucker darunter. Zu dieser Masse gibt man 4-5 geschälte, würfelig geschnittene Äpfel, mischt alles gut durcheinander und nimmt noch soviel trockenes Semmelmehl dazu, daß sich mit der Hand längliche Klöße formen lassen. Sie werden in zerklüftem Ei und Semmelmehl gewälzt, in heißem Fett schön braun gebraten und vor dem Anrichten mit Zimtucker bestreut.

Festliche Bratpfel

Von etwa 700 bis 1000 g guten Eßpfel schneidet man das Kernhaus heraus. Man überbrüht 50 g Mandeln, so daß man die Haut

leicht entfernen kann und reinigt 50 g Rosinen. In die Apfel macht man mit spitzem Messer Einschnitte und steckt Mandelhälften oder Rosinen hinein. Man stellt nun die Apfel in eine ausgebutterte Form, in die man 1/4 Liter Fruchtsaft oder Wasser gibt, füllt die Apfel noch mit Rosinen und oben auf noch mit ein paar Butterflöckchen und brät sie im mittelheißen Ofen etwa 40 Minuten. Man reicht Vanilletonne zu den Äpfeln, in deren Mitte noch etwas Puderzucker gestreut wird.

Praktische Winke

Erprobt und bewährt

Wendet man die zu panierten Fleischstücke erst in Mehl, dann in gesalzenem, geschlagenem Ei und zuletzt in geriebenem Semmelmehl, löst sich von der Hülle nicht so schnell etwas ab.

Will man in ein kleines Fläschchen Flüssigkeit einfüllen, nimmt man eine Eierschale, durchbohrt sie mit einer Stopfnadel an der spitzesten Stelle und hat so einen guten Trichterersatz.



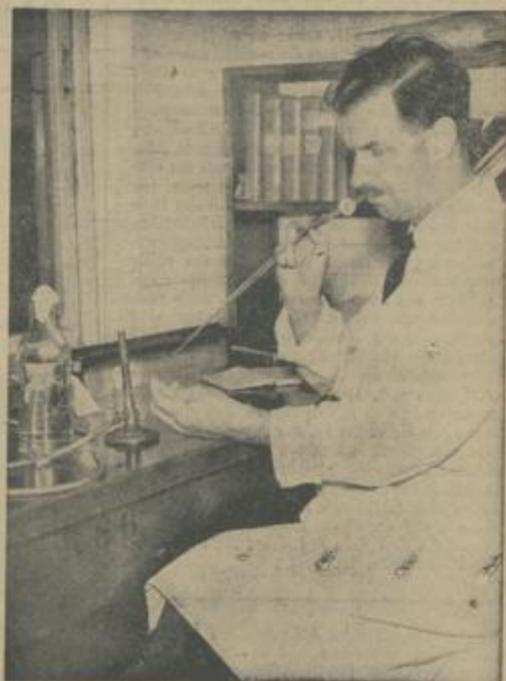
Milch ohne Kuh und Gras

Es ist so weit! Die gute alte Kuh wird allmählich entbehrlich — zumindest als Milchlieferantin. Mr. R. S. Roberts (Bild rechts), dem tierärztlichen Direktor des Institutes Evans in Runcorn (Cheshire, England), ist es gelungen, Milch auf künstlichem Wege herzustellen. Aus 135 Liter Wasser, etwas Zucker, Ammoniak-Salzen und dem sogenannten, in den Eingeweiden aller Tiere zu findenden Coll-Bazillus, produziert ein Apparat aus Stahl und Glas (Bild links) 14 Liter Milch am Tage.

Die mechanische Kuh des Mr. Roberts verrichtet sowohl die Arbeit des Grasses als auch der vierbeinigen Kuh, die bisher das Milchmonopol hatte. In England sind bereits die Vorkehrungen zur Errichtung einer ersten Fabrik für künstliche Milch getroffen. Wenn die dort zu sammelnden Erfahrungen die bisherigen Untersuchungsergebnisse bestätigen, sollen weitere Milchfabriken folgen, und man hofft dann, in der Woche einige Millionen Liter Milch ohne den Umweg über Gras und Kuh, sozusagen aus Wasser herzustellen zu können.

Wie bei so vielen Entdeckungen stand auch diesmal der Zufall Pate. Eine Reihe von Kälbern, die man mit Coll-Bazillen getränkt hatte, waren eingegangen. Das veranlaßte Roberts, weitere Untersuchungen der Eigenschaften dieses Bazillus anzustellen. Er fütterte zahlreiche Meerschweinchen mit Coll-Bazillen. Die Tiere starben nicht, sondern wurden rund und fett. So fand er schließlich heraus, daß man unter bestimmter Verwendung des Bazillus einen hochwertigen Nährstoff erzeugen könne, der sowohl Protein als auch verschiedene Vitamine B enthält und sowohl im Aussehen als auch in seiner Wirksamkeit der Milch gleicht.

Noch ist die künstliche Milch aus dem Versuchsstadium nicht heraus, und das endgültige Ergebnis bleibt abzuwarten. Aber die Kühe auf den englischen Weiden und in den Viehställen muhen bereits unruhig ob der unerwarteten Konkurrenz.



Gespräch von Deutschland nach Deutschland. Nur selten bietet sich die Gelegenheit, daß sich Deutsche aus Ost und West am trennenden Stacheldraht der Zonengrenze sehen und sogar sprechen dürfen. In diesem Falle hatten die Sowjetzonen-Grenzposten einmal nichts dagegen.



Von Dauer ist nur Qualität

Das kann man sowohl von der Dame auf unserem Foto sagen als auch von der modischen Erfindung, die sie vor nunmehr 43 Jahren der Welt vorstellte. Es handelt sich um Mrs. Annette Lellermann, eine ehemals berühmte amerikanische Schwimmkönigin, die heute immerhin schon gute 70 Jahre alt ist. Hier zeigt sie einem New Yorker Gepäckträger und der Kamera, wie gelenkig sie auf ihre alten Tage noch mit Händen und Füßen umgehen kann. Der eintellige Badeanzug, den sie 1910 einführte, hat die Jahrzehnte und den Bikini genau so gut überstanden wie seine erste Trägerin — was in jedem Schwimmbad im vergangenen Sommer zu beobachten war.



Der Katsenorden von Aschaffenburg. Die Katze Borgia hatte 1945 vor einem überraschend einsetzenden Luftangriff auf Aschaffenburg Hausbewohner durch ihr auffallendes Benehmen und lautes Miauen veranlaßt, den Luftschutzkeller aufzusuchen, obwohl kein Alarm gegeben war. Wenige Minuten später zerstörten Bomben das Haus völlig. Die Menschen im Bunker blieben unversehrt. Unser Bild zeigt Vorder- und Rückseite der jetzt gestifteten silbernen Ehrenplakette für „Borgia“.



Aus dem Kloster zurück. Vielleicht war es doch nur Jagd nach Popularität, was die junge amerikanische Filmschauspielerin June Haver vor ein paar Monaten veranlaßte, auf ihre Starlaufbahn zu verzichten und Nonne zu werden. Nun ist sie reumütig zurückgekehrt nach Hollywood, und Mama (rechts) freut sich.



Ein Turm flug Feuer. Aufregende Augenblicke erlebten die Bürger von Wattenscheid, als sie zusehen mußten, wie plötzlich die Turmspitze der Friedenskirche in Flammen stand und nach vergeblichen Löscheversuchen in die Tiefe stürzte. Der Brand war bei Lötarbeiten an der Kirche entstanden.



Im Taumel des heißesten Jazz sprang einer der begeistertsten Fans auf die Bühne, um dem berühmten, zur Zeit in Deutschland gastierenden Melodier des „hottest Jazz“, Lionel Hampton, Konkurrenz zu machen. Es gelang ihm im Grimassenschneiden, aber nicht in Rhythmus und Musikalität. Fotos: Popper (1), Keystone (2), Schürer (1), opa (2)

Inden Moegen findet der Reiseabteilungsleiter der Pan-Amerikanischen Union in Washington, wenn er sein Büro betritt, einen Stapel von Briefen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten vor. Ohne sie vorher öffnen zu müssen, weiß er, was die meisten von ihnen enthalten: Anfragen, wie lange man wohl brauche, um mit dem Auto auf dem Pan American Highway nach Rio de Janeiro, nach Buenos Aires oder gar nach Feuerland, ans „Ende der Welt“, zu fahren, was man alles mitnehmen müsse und welche Monate für eine derartige Reise am besten geeignet seien. Die Zahl der Anfragen ist so groß, daß das Büro sich längst hektographierte Antwortscheine hat zulegen müssen, und jeder der Auskunftsuchenden erhält die gleiche, für ihn völlig überraschende Nachricht, es sei bis heute unmöglich, mit dem Auto von Nord- nach Südamerika zu fahren. Siebzehn Jahre sind vergangen, seit der Beschluß unterschrieben wurde, ein Straßennetz zu schaffen, das alle Hauptstädte der Neuen Welt miteinander verbinden soll. Die Arbeiten dazu sind inzwischen so weit fortgeschritten, daß nur noch etwa 600 Kilometer bis zur Fertigstellung des Projekts fehlen. In wenigen Jahren werden die letzten Lücken geschlossen sein, bis auf eine einzige. Der Pan American Highway wird dann eine Länge von fast 25 000 Kilometern haben, und doch kann dann immer noch niemand mit dem Auto von New York nach Südamerika fahren. Warum?

Vor nunmehr drei Jahrzehnten trafen sich in Santiago Vertreter der 21 amerikanischen Republiken zur fünften Panamerikanischen Konferenz. Damals tauchte zum ersten Mal das Projekt eines kontinentalen Autostraßennetzes auf. Es vergingen indessen noch 13 Jahre, bis ein entsprechendes Abkommen unterzeichnet werden konnte. Die Männer, die sich dafür eingesetzt hatten, waren nicht nur nüchterne Rechner, sondern auch Idealisten. Wohl war die Autotechnik noch nicht so weit vorangeschritten wie heute, aber eines war ihnen klar: die nachbarlichen Beziehungen zwischen den einzelnen amerikanischen Staaten würden sich durch die verbindende Straße verbessern.

Davon abgesehen sahen die südamerikanischen Vertreter den Tag in greifbarer Nähe rücken, an dem die dollarschweren Yankees zu Zehntausenden in ihre Länder strömen würden, um dort ihre Ferien zu verbringen. Den Gringos würde sich eine wundervolle Möglichkeit bieten, Südamerika und seine Sehenswürdigkeiten kennenzulernen und dabei ihre so begehrten Dollars auszugeben.

Inzwischen sind viele Jahre vergangen. Hunderte von Millionen Dollars sind bereits ausgegeben worden — wie verschiedene Kritiker sagen, nicht immer sehr weise — um das Projekt durchzuführen, und doch ist die Landverbindung zwischen den beiden amerikanischen Kontinenten bis heute nicht mehr als ein Traum — für verschiedene Ingenieure sogar nicht mehr als ein Alptraum.

Niemand vermag zu sagen, wie es kam, daß sich die Meinung verbreitete, der Pan American Highway werde eines Tages ein breites Betonband sein — vergleichbar den deutschen



Autobahnen — das sich von Alaska bis nach Feuerland ziehe. Es war vielmehr von vorneherein geplant, bereits vorhandene Streckenstücke in das System einzubeziehen und sie nur, falls nötig, auszubauen.

Aus diesem Grunde hatten die USA es leicht, ihren Teil der im Abkommen festgelegten Verpflichtungen zu erfüllen. Sie brauchten dazu nicht einmal einen einzigen neuen Kilometer Straße zu bauen.

Um die Verlängerung des Straßennetzes bis nach Alaska machte man sich in Washington vorerst wenig Gedanken. Zwar waren bereits entsprechende Pläne ausgearbeitet worden, aber die Kosten sollten sich so hoch stellen, daß man sich nicht an die Ausführung wagte. Der Krieg änderte die Lage jedoch von Grund auf.

Als die Schreckensnachricht von Pearl Harbour im Pentagon eintraf, wurden die Entwürfe für die Alaskastrasse aus den Tresoren geholt und eifrig studiert. Kurze Zeit später fiel die Entscheidung. Im Februar 1942 begannen 32 000 Arbeiter, Pioniere und Soldaten mit dem Bau der Rollbahn. Neun Monate später zog sich eine 12 Meter breite Straße von Dawson Creek im kanadischen Staat British Columbia bis nach Fairbanks, der Hauptstadt von Alaska.

Diese Straße stellt eine Meisterleistung der modernen Technik dar. Sie ist etwa 2500 Kilometer lang, würde also auf europäische Verhältnisse übertragen von Schottland bis nach

LANGSTE STRASSE DER WELT

PAN AMERICAN HIGHWAY SOLL NORD- UND SÜDAMERIKA VERBINDEN

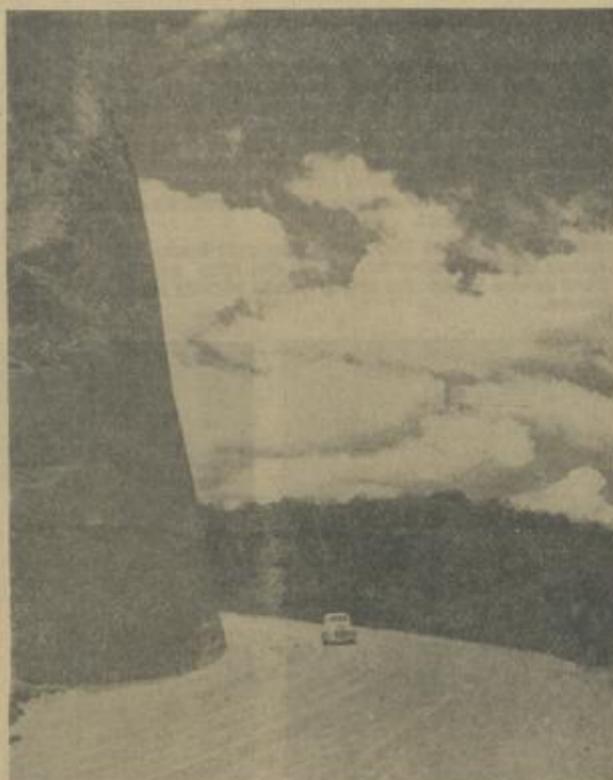
Rom reichen. Sie hatte 138 Millionen Dollar gekostet und war trotz ungünstigster Witterungsverhältnisse noch drei Monate vor dem errechneten Termin fertiggestellt worden.

Nach dem Kriege wurde der kanadische Teil der Alaskastrasse den kanadischen Behörden unterstellt. Seitdem wird er von der Armee des Dominiums kontrolliert. Seit 1948 ist die gesamte Straße für den privaten Autoverkehr freigegeben. Bald entstanden Campingplätze, Hotels, Tankstellen und Raststät-

brücken, so müßte man eine Brücke bauen, die länger und teurer wäre als alle bisher errichteten.

Die Fachleute wissen noch nicht, wie sie die Straßenlücke beseitigen sollen, ja, sie haben noch nicht einmal die geringste Ahnung, wo sie die Rollbahn verlegen könnten, denn den Dschungel von Darien haben sie noch nicht erforscht.

Immer wieder haben unternehmungslustige Abenteurer versucht, wenigstens zu Fuß von



FREIE BAHN DEM AUTO

Ein großes Projekt geht, zwar langsam, aber doch stetig, seiner Vollendung entgegen: die längste Straße der Welt, die Verbindung Nordamerikas mit den Ländern Südamerikas, der Pan American Highway, ist in wesentlichen Teilstücken vollendet. Noch klaffen allerdings einige Lücken zwischen Nord und Süd. In Mittelamerika ist der Pan American Highway viermal unterbrochen; doch es besteht berechnete Hoffnung, daß alle Geländeschwierigkeiten bald überwunden werden. Hier mußte der Felsen der Straße weichen. Allerdings ist er porös, da er der Lava der Vulkane Guatemalas entstammt. Die Straße verläuft in 40 m Höhe.

ten, und viele Amerikaner nahmen die Gelegenheit wahr, mit dem Auto bis zum nördlichen Polarkreis zu fahren.

Die Hölle von Darien

Im Süden der US-Grenze hatte der Pan American Highway inzwischen erhebliche Fortschritte gemacht. Im Mai 1959 weihte der mexikanische Präsident das letzte Stück der

Nord- nach Südamerika oder umgekehrt zu gelangen. Einige davon behaupten sogar, sie hätten es geschafft. Sie schrieben Berichte über ihr Unternehmen und waren die Helden des Tages. Einige Zeit später stellte sich dann jedoch immer heraus, daß die Schilderungen zwar sehr spannend, aber nicht wahr gewesen waren.

Beinahe am Sumpffieber gestorben

Richard Tewkesbury war ein kleiner Schullehrer. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, auf dem Landwege von Panama nach Kolumbien zu reisen. Seine Bekannten lachten ihn aus. „Das, was bisher die stärksten nicht geschafft haben, das bringst du erst recht nicht fertig“, sagten seine Freunde. „Was nützt es dir, wenn man von dir spricht, und du mußt mit dem Leben dafür zahlen. Bleib lieber hier.“

Der kleine Lehrer ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen. Er versuchte es das erste Mal und starb beinahe am Fieber. Das hielt ihn nicht davon ab, kaum daß er geheilt war, einen zweiten Angriff zu wagen. Tewkesbury hat tatsächlich die kolumbische Grenze erreicht, es gelang ihm jedoch nicht, den Otrato zu überqueren. Er hatte damit einen Teilsieg errungen, die Hoffnung, weiterzukommen, mußte er aufgeben.

Ein deutscher Forscher behauptete, in den dreißiger Jahren mit einem Neger zusammen den Marsch geschafft zu haben, aber es fand sich niemand, der die Behauptung beweisen konnte. Nach ihm versuchte es ein Tscheche. Man hat ihn später einmal unter den Indiern gesehen, die in Darien leben. Als ein Weißer ihn anrief, floh er mit den Eingeborenen in das Dickicht.

SCHWARZ UND WEISS GESTREIFT

Von Kalifornien aus ist es dank der vorzüglichen Autostraßen der USA, leicht, nach allen Richtungen hin zu gelangen. Auch durch Mexiko macht die Fahrt keine Schwierigkeiten. Noch weiter südlich allerdings ist es stellenweise ratsamer, die Reise zu Schiff fortzusetzen. — Wie das Bild zeigt, heben sich die Fahrbahnen dieser großen Verbindungsrouten zwischen Nord- und Südamerika durch abwechselnde Schwarz-Weiß-Färbung voneinander ab, um damit Unfälle möglichst auf ein Minimum herabzudrücken

Zentralstraße ein, die das Land von Norden nach Süden durchzieht. Seitdem kann man die Naturschönheiten von Mexiko, bequem im Auto sitzend, bewundern. Der Strom von Touristen aus dem nördlichen Nachbarland setzte bald ein. Wer aber weiter nach Süden will, der sieht sich erheblichen Schwierigkeiten gegenüber, denn in Mittelamerika ist der Pan American Highway viermal unterbrochen.

Drei der Lücken werden wohl bald verschwunden sein. Vorläufig jedenfalls muß man noch bei jeder von ihnen einen erheblichen Umweg, teils mit der Bahn, teils sogar mit dem Schiff machen. Das kostet manchmal nicht nur viel Geld, sondern auch recht viel Zeit.

Die vierte Unterbrechung ist das Sorgenkind der Ingenieure. Mit ihr steht und fällt die kontinentverbindende Straße. Sie liegt zwischen Chepo in Panama und Pavarandocito in Kolumbien.

Dieses Gebiet ist seit den Zeiten des Kolumbus Anlaß für viele Sagen, Märchen und Gerüchte, die nicht gerade dazu angetan sind, das Projekt der Straße zu fördern. Dort erstreckt sich der Dschungel von Darien. Man sagt, er sei dichter, als alle anderen Urwälder, die man bis heute kennt, außerdem soll er den stärksten Regenfall haben. Im Süden schließt sich an ihn das Sumpfgelände von Choco an. Es hat eine Ausdehnung von einigen Tausend Quadratkilometern und wird vom Otrato durchflossen. Wollte man dessen Tal über-



DA FREUT SICH DER KRAFTFAHRER

Der mexikanische Teil des Pan American Highway wurde vor einigen Jahren vollendet. Die Straße ist in bestem Zustand. Die Aufnahme zeigt den berühmten Mamulique-Paß zwischen der Grenze der USA und der mexikanischen Stadt Monterey. Alljährlich befahren Tausende von Reiselustigen diese Strecke.

Eine Schwedin wagte die Reise mit einem Schäferhund als einzigen Begleiter. Halb verhungert und mit hohem Fieber fanden sie die Indianer und brachten sie zur Küste. Zahllose andere Versuche endeten ebenso erfolglos. Selbst die Eingeborenen ziehen, wenn sie über längere Strecken reisen wollen, den Seeweg vor.

Wird der Urwald besiegt?

Durch dieses Gebiet eine Straße zu bauen, erscheint fast unmöglich. Pessimisten behaupten, man werde es nie fertigbringen, und selbst die größten Optimisten sehen bisher noch keinen praktischen Weg.

Allein die Vermessungsarbeiten würden etwa eine halbe Million Dollar kosten. Diese Summe wäre allerdings nur der tausendste Teil dessen, was der Pan American Highway bisher verschlungen hat. Etwa 50 Millionen, so sagt die kolumbische Regierung, werde man aufwenden müssen, um die Lücke von Darien zu schließen.

Würde sich diese Ausgabe lohnen? Die Fachleute bejahen die Frage. Die meisten südamerikanischen Staaten haben ein ausgedehntes Straßennetz. Man kann seit Jahren mit dem Auto über die Anden von Peru nach Bolivien und Brasilien und von Chile nach Argentinien fahren. Lediglich zwischen Ecuador und Peru fehlt im Pan American Highway noch ein Stück von etwa 75 Kilometern, und auch das wird in absehbarer Zeit fertiggestellt sein.

Wie die Dinge gegenwärtig liegen, wird sich in einigen Jahren eine wahrhaft ironische Situation ergeben. Ein Autofahrer mag dann von Alaska bis nach Panama fahren, ein anderer von Südargentinien bis nach Kolumbien. Für jeden der beiden ist dann der Weg zu Ende.

Den Affen im Urwald von Darien würde es nicht schwer fallen, in ein oder zwei Tagen von dem einen bis zum anderen Autofahrer zu laufen, der Mensch aber mit seiner modernen Technik ist machtlos und die beiden motorisierten Touristen werden nach wie vor einen gewaltigen Umweg machen müssen, ganze 1000 Kilometer mit dem Schiff und weitere 1500 Kilometer von den Abfahrts- und Anfahrtsstellen bis zum Pan American Highway. Das sind zusammen 2500 Kilometer. Die Länge des fehlenden Stückes dagegen beträgt kaum mehr als 300 Kilometer, und doch trennt es zwei Welten.



DIE JÜNGSTE STRASSE FÜHRT ÜBER DIE ÄLTESTE BRÜCKE DER WELT

Wo die Berge und Flüsse Mittelamerikas schon den Spaniern bei ihren Eroberungszügen im 16. Jahrhundert viel zu schaffen machten, stößt auch der Pan American Highway auf größere Schwierigkeiten. Zunächst werden, um den Ausbruch zu sichern, die alten Straßenzüge in die Route zwischen Nord und Süd eingegliedert. — An dieser Stelle führt die „Hochstraße“ über eine bereits im Jahre 1572 von den Spaniern über den Rio Esclavas erbaute Brücke.

SIE KEHRTEN NIEMALS ZURÜCK

Meer, Eis und Urwald hüten ihre Geheimnisse

EIN TATSACHENBERICHT UM DIE VERSCHOLLENEN DES 20. JAHRHUNDERTS / VON HANS STEEN

Wo blieben die Millionen des Burenschatzes?

Am Himmelfahrtstag 1930 gegen 13 Uhr mittags kommt das Stubenmädchen von „Wiezels-Hotel“ in Hamburg aufgeregt zum Chef gelaufen.

„Der Konsul, der Konsul!“ Mehr bringt es nicht heraus. Als der Tageskellner und der Portier auf das Zimmer des Konsuls eilen, finden sie oben einen Toten, dessen weißes Haupt auf der Fensterbank zu ruhen scheint. Der Wind spielt in seinem Haar. Auf dem Fußboden liegt ein Buch. Es ist „Der goldene Skarabäus“ von Edgar Allan Poe. Der Polizeiarzt stellt später einen Schlaganfall fest. So endete der wahrscheinlich letzte Mann, der eine Auskunft über jenen Schatz hätte geben können, der fast auf den Tag dreißig Jahre vorher in Südafrika vergraben wurde und Goldbarren im Werte von 1 800 000 Pfund Sterling enthielt.

„Wiezels-Hotel“ dicht an der weltberühmten Hamburger Reeperbahn war seit dem 12. November 1929 der letzte Aufenthalt dieses Mannes gewesen, der allerdings kein Konsul war, auch nicht Baron Veltheim hieß, sondern ganz schlicht und einfach ein Ludwig Kurtze aus dem Braunschweigischen war. Das ändert aber nichts daran, daß diesem Abenteuerer im Mai 1900 eine einmalige Chance gewinkt hat. Die Gelegenheit nämlich, den Kriegsschatz der Buren mit Hilfe des Sohnes von Präsidenten Krüger, Tjark Krüger, so zu verstecken, daß er wahrscheinlich bis auf den heutigen Tag nicht wiedergefunden ist.

Das Abenteuererblut hat dieser Ludwig Kurtze von seinem Großvater geerbt, der bei der Eroberung von Nordamerika durch die Engländer eine wackere Klinge führte. So brennt der Sohn eines Försters und einer achtbaren Pastorentochter bald durch, wird Schiffsjunge, Holzfäller, kämpft auf dem Balkan unter Alexander von Battenberg, um dann Quartiermeister auf Schiffen der Australienlinien zu werden. Löwenjagd, Polizeidienst in Transvaal, ein Duell mit dem Diamantenkönig Wolf Joel — das alles sind nur Episoden in diesem bunten Leben. Als sich im Mai 1900 die Verhältnisse in Südafrika zuspitzen, lebt Ludwig Kurtze bereits als Baron Veltheim in einem Hotel von Pretoria. Die Kriegsgefahr hat ihn magisch angezogen. Als sich die Transvaal-Regierung just vorbereitet, ihren Sitz nach Norden zu verlegen, als Winston Churchill als Kriegskorrespondent auftaucht, gibt der Abenteuerer aus Braunschweig seinen Freunden im Burenlager einen guten Rat: sie sollen die englischen Goldtransporte aufhalten und sicherstellen. Auf diese Weise fallen den Anhängern von Ohm Krüger tatsächlich etwa 1,8 Millionen Pfund Sterling in Gold in die Hände.

Doch wohin mit diesem schier unermesslichen Kriegsschatz, da inzwischen die Feindseligkeiten ausgebrochen sind und sich die Buren zurückziehen müssen! Eines Tages erscheint Tjark Krüger, der Sohn des Präsidenten, bei Veltheim und bittet ihn um einen weiteren guten Rat. Wie kann man die Goldvorräte unauffällig befördern, ohne daß die notwendigen Begleitmannschaften ahnen, welchen Schatz sie bewachen müssen? Lassen wir Veltheim selbst berichten.

Gewisse Merkzeichen nicht vergessen!

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag, den Sie sicher auch bereits ins Auge gefaßt haben. Der Schatz muß hier in der Nähe vergraben werden. Lassen Sie einen Schützengraben in der Nähe der Premier-Diamond-Mine ausheben und verwenden Sie für diese Arbeiten lediglich Kaffern aus einem weit entfernten Bezirk, die später in ihre Heimat entlassen werden. Wenn der Graben fertiggestellt ist, äußern Sie, daß man die weiteren Pläne habe fallen lassen. Nun muß ein zweiter Trupp von Eingeborenen her. Sie haben die Aufgabe, das Gold, das in alten Munitionskisten verpackt ist, in den fertigen Graben zu bringen. Bei dieser Arbeit müssen wie durch Zufall einige der Kisten zerbrechen. Die Eingeborenen sehen dann, daß sie tatsächlich Munition vergraben sollen; denn man hat für diesen Trick vorher echte Munitionskisten ausgesucht. Im Augenblick, da die echten Goldkisten antransportiert werden, markieren Sie einen Überfall. Die Kaffern laufen weg, und wir haben später an Ort und Stelle Gelegenheit, die Goldvorräte sicher zu vergraben. Über dem Gold wird die Erde einen Meter festgestampft. Gewisse Merkzeichen für eine spätere Bergung dürfen nicht vergessen werden. Wind, Sonne und die nachwachsenden Pflanzen werden dazu beitragen, die Stelle für Unbeteiligte völlig unkenntlich zu machen.“

Daß Tjark Krüger zusammen mit Veltheim diesen guten Rat befolgt hat, scheint nach dem Urteil aller südafrikanischen Fachleute sicher zu sein. Jedenfalls fanden die Engländer bei der Einnahme von Johannesburg und Pretoria lediglich leere Kisten vor. Alle Kassen waren ausgeplündert. Der Schatz der Buren war verschwunden. Da Tjark Krüger schon wenige Monate nach dieser Aktion in Middelburg starb, war Veltheim jedenfalls nach seiner Meinung der einzige Mensch, der das Versteck von 1,8 Millionen Sterling in Gold wußte. Er verließ Südafrika, weil er einen Racheakt der Sieger fürchtete, trieb sich in Holland, Wien, Triest, Neapel, Kalifornien und Paris umher, bis er in England zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit we-

gen des Anschlags auf Wolf Joel verurteilt wurde.

Zwar sammelt man fast 75 000 Unterschriften, um das Urteil aufzuheben, zwar setzen sich fast alle Londoner Blätter für Veltheim ein, doch er muß dennoch 12 Jahre seiner Strafe absitzen. Der Gedanke an den Burenschatz hält ihn aufrecht. Als Zweizehntzigjähriger kehrt er nach Deutschland zurück und heiratet nach unzähligen aufregenden Liebesabenteuern eine biedere Pastorentochter. Doch sein Leben steht weiter im Bann des Schatzes, der irgendwo im afrikanischen Welt verborgen liegt und auf ihn zu warten scheint. Er sucht Geldleute, die sich für eine Expedition nach Südafrika interessieren. Es dauert nicht einmal lange, und sie sind gefunden. Als jedoch die Finanziers ungeduldig werden, die Vorbereitungen für die Schatzbergung immer zögerlicher werden, erstattet man Anzeige gegen den alten Abenteuerer. In Friedrichshafen fällt er der Polizei in die Hände. Der Untersuchungsrichter, der den Fall zu bearbeiten hat, ist ein recht prosaischer Mann. Warum nennt sich dieser Ludwig Kurtze einfach Baron Veltheim? Warum ist er einst in England zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt? Warum hat er hin und wieder in Hotels seine Anschrift auf den Meldezetteln falsch oder unvollständig angegeben? Mit der ganzen Gründlichkeit einer misstrauischen Bürokratie wird das Vorleben Veltheims untersucht, und niemand kann bestreiten, daß dabei sehr viele Dinge ans Tageslicht kommen, die in gutbürgerlichen Kreisen nicht üblich oder gar verpönt sind. Ein Tettlinger Amtsrichter kann sich nur sehr schwer in dies bunte Leben eines Mannes ohne Heimat hineinversetzen. Er glaubt nicht an Schätze, an Lagepläne, an Versicherungen dieses Weltbummlers. Für ihn ist dieser Veltheim ein höchst verdächtiges Individuum, das die ganze Schatzgeschichte nur vorbringt, um gutgläubige Geldgeber zu bluffen und übers Ohr zu hauen. Veltheim wandert wegen Betruges ins Gefängnis. Kaum ist er entlassen, als er neue Geldgeber überredet, sein Projekt zu finanzieren. Doch er selbst bekommt keine Einreiseerlaubnis nach Südafrika. Wieder verzögert sich die Ausführung des geheimnisvollen Unternehmens. Als endlich der Versuch unternommen wird, heimlich auszureisen, haben die betreffenden Polizeidienste längst Wind von dieser Sache bekommen. Veltheim gelangt bis nach Port Elizabeth, will sich in Pretoria mit

einem deutschen Architekten treffen, der sein ganzes Geld in das Unternehmen gesteckt hat. Doch dieser Mann wird mißtrauisch, erkundigt sich bei der südafrikanischen Polizei nach seinem Partner, erhält natürlich eine recht negative Auskunft und reist ab. Veltheim wird bald ergriffen, gibt zwar seine eigentlichen Absichten nicht preis, aber kann seine zwangsweise Ausweisung nicht verhindern.

In Deutschland mit der „Usuramo“ angekommen, wartet auf Veltheim bereits eine Klage vor dem Wernigeröder Gericht. Sein Geldgeber hat ihn verklagt. Das Richterkollegium steht in ihm nur einen Rückfallsbetrüger. Man steckt ihn ins Magdeburger Gefängnis, weil er vor der Öffentlichkeit seine geheimen Lagepläne nicht aufdecken will.

Doch auch diese neuerliche Strafe kann den fanatischen Mann nicht von seinen Absichten abbringen. Als er am 12. November 1929 in „Wiezels-Hotel“ in Hamburg einzieht, geht sein ganzes Denken und Trachten immer noch danach, eines Tages in Südafrika die Millionen

Copyright Kanzlitz, Lübeck.

zu heben. Als Veltheim durch Zufall erfährt, daß in Transvaal bereits ein gewisser Denton Versuche unternimmt, die Krüger-Millionen zu bergen, beschließt er, ein letztes Mal den großen Coup zu wagen. Der Hotelbesitzer und eine bekannte Hamburger Schiffsreederei wollen sich an dem Unternehmen beteiligen. Ein Erster Offizier der Woermann-Linie gibt gar seinen Posten auf, um in Veltheims Auftrag nach Südafrika zu gehen. Nächstelang konferieren die Beteiligten hinter verschlossenen Türen. Veltheim fertigt neue detaillierte Pläne an. Er weist den Offizier in alle Geheimnisse des vergrabenen Schatzes ein. In der Nähe der Diamant-Mine soll er nach einem großen Baum suchen, in dessen Rinde sieben Nügel eingeschlagen sind. Sie weisen in die Richtung eines zweiten Baumes, der in etwa hundert Meter Abstand zu finden ist. Zwischen diesen beiden Bäumen wurde nach Veltheims Angaben vor 30 Jahren der Burenschatz vergraben. Die Distanz beträgt genau 55 Meter. Der Graben ist acht Meter lang und fast zwei Meter tief.

Die Kriminalpolizei wird bemüht

Veltheim warnt seine Teilhaber, auch nur ein Wort nach draußen verlauten zu lassen. Der Hoteller nimmt eine recht große Hypothek auf sein Grundstück auf. Im Februar 1930 sticht der Woermann-Offizier zum erstenmal in See. Er soll bei seiner ersten Fahrt lediglich Vorarbeiten in Südafrika erledigen und gewissermaßen das Terrain sondieren. Nach seiner Rückkehr sind alle Beteiligten voll Optimismus. Doch bei der eigentlichen Fahrt zur Schatzbergung geht schlechthin alles fehl. Die Pläne des Barons erweisen sich als unzureichend. Veltheim drahtet verschlüsselt neue Details. Wieder kommt aus Transvaal der Bescheid, daß man mit den Ergänzungen nichts anfangen könne. Veltheim wehrt sich, daß er schließlich nicht sein Geheimnis der Post anvertrauen könne. Der Offizier teilt daraufhin mit, daß er es satt habe, sich an der Nase umherführen zu lassen. Der Hoteller ist inzwischen dem Ruin nahe, weil er auch dem Baron sehr unsehrliche Darlehen eröffnet hat.

Wohl auf Veranlassung der Frau des Hotelbesitzers mischt sich die Polizei in die Sache ein. Ein Kriminalkommissar wird beauftragt, den Fall zu untersuchen. Just will er Veltheim ins Gebet nehmen, als man den alten Abenteuerer und Schatzsucher tot in seinem Zimmer findet. Der Hoteller wird schwermütig

und überwindet dieses Ende nicht. Die Polizei spricht von einem aufgelegten Schwindel. Der Woermann-Offizier hat große Mühe, seine alte Stellung wieder zu bekommen.

Doch ein Jahr nach Veltheims Tod verlangt der farbige Hafenarbeiter John Meadow in Newark auf dem Krankenbett außer einem Geistlichen auch einen Vertreter der örtlichen Polizeibehörden zu sprechen.

„Ich habe vor meinem Tode eine Erklärung abzugeben. Vor etwa 30 Jahren lebte ich in Transvaal und mußte eines Tages unweit der Diamant-Mine mit anderen Stammesgefährten einen Graben unter der Aufsicht eines Barons ausheben. In diesem Graben haben die Buren damals sehr viel Gold versteckt. Ich wußte es, weil ich in dem Tresor einen Freund hatte, der beim Abtransport mithalf. Ich weiß, daß der weiße Baron später versucht hat, das Gold zu heben. Es soll ihm nicht gelungen sein. Es war auch mein Plan, den Schatz zu suchen. Darüber bin ich alt geworden, und nun ist es zu spät!“

Man forschte nach Plänen des Farbigen, doch es stellte sich heraus, daß er alles vor seiner Einlieferung ins Hospital verbrannt hatte. Ein neuerliches Verhör war nicht mehr möglich. John Meadow lag bereits in der Agonie. Er starb und nahm ebenso wie Veltheim das Geheimnis des Burenschatzes mit ins Grab.

Nungesser und Coli fliegen mit dem „Weißen Vogel“

Donner rollt am frühen Morgen des 8. Mai 1927 über Paris. Im Nordwesten steht eine schwarze Wolkenwand, die von Minute zu Minute näherückt. Gewitterschwüle lastet über dem Flugfeld von Le Bourget, und mehrere tausend Menschen, die trotz der Morgenstunde versammelt sind, warten besorgt auf die ersten schweren Regentropfen, die jeden Augenblick fallen können. Inmitten des weiten Runds, das von zahllosen Polizisten abgesperrt ist, steht einsam ein schneeweißer Doppeldecker ohne Kennzeichen und ohne Nummer. Lediglich einige hohe Offiziere und die Mitglieder der Deputiertenkammer dürfen nahe an die Maschine heran. Journalisten kritzeln hastig auf ihren Notizblöcken; denn ihre Zeitungen warten schon gespannt darauf, daß sie ihren Lesern zum Sonntagmorgenkaffee ausführliche Einzelheiten vom Start der beiden Flieger Nungesser und Coli nach Amerika berichten können.

Charles Nungesser, der jetzt mit dem schweren Schritt eines Kriegsverletzten an seinen „Weißen Vogel“ herangeht, der noch getankt wird, ist für ganz Frankreich nicht ein beliebiger wagemütiger junger Mann, der den ersten Atlantikflug nach den Vereinigten Staaten wagen will, sondern ein Held aus dem ersten Weltkrieg. Er gehörte neben Fonck zu den erfolgreichsten Jagdfliegern der französischen Luftwaffe. Eine Art Richthofen-Nymbus ging ihm voraus. Lange Jahre hatte er fast im Verborgenen gelebt, bis ihn sein alter Kriegskamerad Francois Coli, der als Orter im Kriege ein Auge einbüßte, eines Tages aufgesucht hatte, um ihn für eine Atlantiküberquerung zu gewinnen.

Schon 1919 hatte das englische Luftschiff R 34 unter Scott den Atlantik nach beiden Richtungen überquert. 108 Stunden hatte dieser gefährvolle Versuch gedauert. Auf dem Umweg über die Azoren waren amerikanische Flugzeuge schon glücklich von West nach Ost über den großen Teich gekommen. Alcock und Brown waren gar mit ihrem Vickers von Neufundland nach Irland gelangt. Doch der Ostwestflug war wesentlich gefährlicher. Gefährlicher sogar als die Flüge nach Südamerika. Der Nordatlantik blieb von Ost nach West überfliegen immer noch unbesiegt. Kein Wunder, daß Francois Coli den Ruhm der ersten Überquerung für sein Land erobern wollte. Mochte gar René Fonck bei einer Westostüberquerung gescheitert sein, Coli wollte es dennoch wagen. Und Nungesser war bald Feuer und Flamme. Man hatte sich ein Levasseur-

landflugzeug besorgt, es mit einem 450 PS Lorraine-Motor und Schwimmabdeckung ausgerüstet. Man hatte die Ministerien dafür interessiert. Hatte auf die drängende Zeit hingewiesen, denn in vielen Ländern waren Pioniere der Luft am Werk, um das gleiche Wag-



Nungesser erhielt die Rosette der Ehrenlegion mit 26 Jahren. Er galt als „unvergleichlicher Jagdflieger, von überragendem Wissen und ausgezeichneter Tapferkeit“. Er war Träger hoher französischer und ausländischer Orden.

nis zu versuchen. Engländer, Deutsche, Polen, Italiener bauten mehr oder minder geheim an Neukonstruktionen. Nungesser und sein Kamerad Coli hatten wirklich Eile, um als erste zu starten.

Kein Wunder, daß die Menge auf dem Flugfeld von Le Bourget fieberte. Kein Wunder, daß selbst in den sonst geruhssamen Ministerien an diesem Sonntagmorgen Betrieb war. Als sich der „Weiße Vogel“ um 5.21 Uhr nach langem Anlauf schwerfällig in die Luft erhob, bot das nahende Gewitter den beiden kühnen

Pionieren einen kräftigen Donnerschlag. Die schweren Tropfen begannen zu fallen. Die Menge eilte unter die Dachrinnen der zahlreichen Wellblechschuppen. Die Reporter telefonierten ihren Bericht in die nahe Hauptstadt. Die Maschine war bereits nach wenigen Minuten aus der Sicht verschwunden. Zwei einsame tapfere Männer waren unterwegs nach Amerika. Unterwegs ins Nichts ...

An diesem Sonntag gab es in Paris nur ein Gespräch: wo waren Nungesser und Coli? Alarmbereitschaft auf den Zeitungen, Alarmbereitschaft auf allen Küstenstationen. Alarm bei den Meteorologen, die stündlich Wettermeldungen für die Flieger durchgaben. Diese Prognosen waren leider allesamt nicht günstig. Aus Cherbourg meldete man, daß ein starker Nordostwind aufgekommen sei, der sich bis zum soliden Sturm verstärkte. Dover gab bekannt, daß inzwischen Nebel über dem Kanal zu beobachten sei. Dublin funkte unsichtiges trübes Wetter. Von dem „Weißen Vogel“ keine Spur. Doch gegen Mittag kam aus London die Nachricht, daß man zwischen Exeter und Barnstaple in Südengland um 7 Uhr früh Motorengeräusche gehört habe. Die Pariser Zeitungen änderten ihre Schlagzeilen: Ozeanflug verläuft planmäßig! Nach knapp zwei Stunden überqueren Nungesser und Coli die englische Südspitze!

Doch warum melden sich die beiden Flieger selbst nicht? Man nimmt an, daß ihre Funkanlage durch den immer schwerer werdenden Sturm beschädigt ist. Die Menge drängt sich vor den gewaltigen Landkarten, auf denen die Route der beiden Flieger eingezeichnet werden soll. Die dicke rote Linie geht über Irland hinaus bis in den Atlantik. Dort irgendwo mag jetzt der „Weiße Vogel“ über den Wellen des Meeres dahinziehen.

Als die Pariser Frühaufsteher am Montagmorgen die noch druckfeuchten Zeitungen überfliegen, fällt ihr Blick auf eine New Yorker Meldung, nach der die Maschine schon am Sonntag um 10.50 Uhr Südirland passiert hat. Mittags kommt eine neue amerikanische Meldung, daß der „Weiße Vogel“ auf dem Ozean gelandet sei und die schiffbrüchigen Flieger von einem Dampfer gerettet wurden. Eine Stunde später wird die Nachricht demantiert. In Paris atmet man auf. Niemand hält es für möglich, daß zwei so erfahrene Flieger einen Unfall haben können.

(Fortsetzung folgt)

Die Todesgeiseln von Lamanura sind frei

Zu ihrer Rettung mußten zwei Raubmörder losgelassen werden

In der nordnigerischen Stadt Kuka am Tschad-See, dem südlichen Endpunkt einer der bekanntesten Karawanenstraßen durch die Sahara, hatten sich in diesen Tagen annähernd 200 Weiße und 1500 Farbige auf dem Marktplatz eingefunden, um der Hinrichtung der Raubmörder Dogo Mondo und Kawi Dawuna beizuwohnen. Diese Farbigen waren dem Schatzsucherlieber am Komadugu-Fluß anheimgefallen und hatten vier Holländer überfallen, getötet und beraubt, um sich in

rianführer mit ihren Booten auf den Tschad-See hinausgejagt und setzten ihnen nach, um den letzten Widerstandswillen zu brechen.

Insgesamt sieben Tschad-See-Inseln wurden nach den freigelassenen Raubmördern durchsucht. Kawi Dawuna bekamen die Verfolger überhaupt nicht mehr zu Gesicht, während der Anstifter des damaligen Verbrechens Dogo Mondo mit knapper Not und Mühe seinen Häschern entgehen konnte, indem er das trockene Gestrüpp einiger bewachsener Inseln in Brand steckte und im Schutze des Feuers mit seinem Boot im Nordteil des Tschad-Sees entkam.

Die beiden Mörder sind wahrscheinlich nach Französisch-Westafrika geflohen. Wenn dies auch nicht der Gerechtigkeit entspricht, so ist diese Lösung für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Kanurigebiet doch die beste. Die einmaligen 8 Geißeln haben inzwischen eine neue Suche nach den sagenhaften Komadugu-Goldschätzen angeregt, die nach dreijährigen vergeblichen Bemühungen mit Hilfe eines auf Lamanura aufgefundenen Planes endlich zum Abschluß kommen soll.

Ein energisches Schwein

Einbrecher drangen in einer der letzten Nächte in Lasotinic (Jugoslawien) in ein Bauerngehöft ein und versuchten aus dem Schweinestall ein etwa 90 Kilogramm schweres Borstentier zu stehlen. Das Schwein setzte sich aber energisch zur Wehr und schrie derart laut, daß der Bauer wach wurde und auf den Hof eilte, wodurch die Diebe verschreckt wurden.



den Besitz der für eine ausgedehnte Schatzsuche notwendigen Mittel zu setzen.

Nun standen sie unter dem Galgen. Der Henker legte gerade die Schlinge zurecht und wollte sie den zum Tode Verurteilten überstreifen. Da bahnte sich plötzlich ein baumlanges Neger den Weg durch die Menge. „Halt!“ rief er dem Vollzugsbeamten zu. „Laßt sie am Leben oder die 8 weißen Geiseln von Lamanura haben ihr Leben verwirkt!“

Unter der Menge entstand eine begriffliche Aufregung über das Erscheinen des Unbekannten. Die Hinrichtung wurde förmlich in letzter Sekunde ausgesetzt. Der gebietende Schwarze mußte sogleich vor dem Bezirksrichter erscheinen, wo er erklärte: „Die zum Tode Verurteilten gehören zu den heiligen Kanuris. Ihre Anhängerschaft beträgt mindestens 30 000 Mann. Sie haben sich geschworen, jeden Bruder, der den Kanuring trägt und dessen Blut gewaltsam vergossen wird, wiederum durch Menschenblut zu rächen. Gleich nach dem Bekanntwerden des Todesurteils nahmen die Kanuris 3 Frauen und 5 Männer der letzten Karawane aus Wudi gefangen und brachten sie auf die Tschad-Insel Lamanura. Sie dürfen frei sein, wenn auch Dogo und Kawi freigelassen werden.“

Nach dreitägigen Beratungen des Distriktgerichts von Kuka brachte eine schwer bewaffnete Eskorte die beiden Raubmörder in ein Motorboot, das auch mit dem geheimnisvollen Sendling Kaju an Bord Kurs auf die kahle Sandinsel Lamanura nahm. Den gestellten Bedingungen entsprechend stiegen die Mörder und die 8 Todesgeiseln gleichzeitig in ein neutrales Boot und der ungewöhnliche Menschentausch mit den Kanuris war beendet.

Doch schon zwei Tage später machten vorgeschickte Stellen dem Distriktgericht schwere Vorwürfe, daß es sich auf die „unverschämte Forderung“ Kaju eingelassen hatte. Die Kanuris hätten angeblich nie gewagt, die Weißen wirklich umzubringen. Es folgte die Anordnung, sofort die Umgebung nach den Verbrechern zu durchsuchen und die Tschad-See-Inseln zu durchstöbern, um Dogo Mondo und Kawi Dawuna doch noch dem Henker zu überantworten.

Dieser Entschluß verbreitete sich mit Windeseile. Die Kanuris traten nachts zu geheimen Beratungen zusammen und beschlossen, gegen die wortbrüchigen Weißen mit Waffengewalt vorzugehen. Es kam zu einem regelrechten Kanuri-Aufstand in Nordnigeria, in dessen Verlauf zahlreiche Schwarze getötet und verletzt wurden. Das Haus des Richters und der Polizeibehörde steckten die Aufrührer in Brand.

In knapp zwei Wochen jedoch war die Ruhe wieder hergestellt. Eingeborenenpolizei und englische Wachkommandos hatten die Kanu-



EIN WANDERNDEN VOLK

sind die Talbewohner von Anniviers (Schweiz). 2000 Menschen mit 3000 Stück Vieh ziehen im Sommer 2500 Meter hoch, nachdem die Felder im Rhonetal bestellt wurden. Die Frauen steigen im Herbst zur Weinlese hinab, während die Viehherden den tieferen Lagen zu ziehen. Bis November grasen sie im Rhonetal. Dann ziehen die Annivierden zu dreimonatiger Winterruhe in die Bergdörfer. — Während des großen Trecks: Die Mutter thront mit dem jüngsten Kind hoch oben auf dem Wagen.

Englands Thronfolger wird ABC-Schütze

Vor dem Schulunterricht schon Tanzstunde

Als Kronprinz Charles kürzlich mit einer Gouvernante auf Gut Sandringham spazieren ging, zogen einige Arbeiter freundlich vor ihm den Hut. Auf einen Wink der Erzieherin antwortete Charles durch Abnehmen seiner Kappe. Kurz darauf gesellte sich sein Vater zu ihnen und tauschte ebenfalls mit den Leuten Grüße aus. Ernsthaft fragte Charles: „Muß ich jetzt noch einmal meine Kappe abnehmen?“ Solche und ähnliche Begebenheiten erzählt man sich vielfach von dem umschwärmten kleinen Königssohn, dessen Entwicklung aufmerksam verfolgt wird. Der Vorfall auf Sandringham ist das Ergebnis einer Erziehung, welche Charles schon jetzt auf seine künftigen Aufgaben als Monarch vorbereitet, ohne ihm seine kindliche Unbefangenheit zu rauben.

Die Zeit vor und während der Krönung brachte auch den beiden Kindern des Königs-paares viel Aufregungen. Sie begannen schon mit dem Umzug aus Clarence House in den weitläufigen Buckingham-Palast. Zur Eröffnung des Parlaments brausten die ersten Befallsstürme der Menge über den Kronprinzen hinweg. Neben seinen Eltern durfte er auf dem Balkon stehen, mit kindlichem Nachahmungstrieb winkte er den Leuten zu, wie er es Vater und Mutter abgesehen hatte. Damit hatte er sich die Herzen der Londoner erobert, die es jedesmal erfreut quittieren, wenn der kleine Prinz in der Öffentlichkeit erscheint. Die Ferien auf Schloß Balmoral in Schottland werden ihn jetzt wieder für eine Weile vor den öffentlichen Ehrungen bewahren, wie er sie gerade in den letzten Monaten erfuhr.

Das Erziehungsideal Königin Elisabeths und ihres Gemahls entspricht dem des verstorbenen Königs Georg VI., der seine Kinder zu Selbstbeherrschung, Bescheidenheit und Pflichterfüllung anhielt. Da war manchmal Strenge am Platze, um ein Verwöhnen durch Gunstbezeugungen zu vermeiden. Die Kunst, ein Thronfolger in England zu sein, will erarbeitet werden. Das bekommt auch der bald Fünfjährige zu spüren. Er hat die ersten Tanzstunden bereits hinter sich, in denen er lernt, wie man aufrecht und leicht geht, sich inmitten der Menge bewegt und ungezwungen bleibt unter den kritischen Blicken Tausender. Auch das Grüßeln will gelernt sein, ebenso wie das richtige Postieren vor Film- und Photokameras, ohne daß die Umstehenden etwas davon merken.

In Kürze beginnt für den Herzog von Cornwall, wie der erste offizielle Titel des Prinzen lautet, der Schulunterricht. Ein großes Pensum, vor allem in Geschichte, erwartet ihn. Da sich viele wichtige Geschäfte später in Französisch abwickeln werden, muß er diese Sprache bis zur Vollendung lernen. Darüber hinaus hat er sich auf allen möglichen Gebieten zu informieren. Man sieht, andere Schulanfänger haben es leichter, sie dürfen sich mit Schreiben, Lesen und Rechnen begnügen

Der Besucher erlebte

Ein Besucher des Wachfigurenkabinetts Tu-saud in London suchte eifrig nach Name und Nummer einer Gestalt in geistlicher Kleidung. Plötzlich bewegte sich die Figur, und der bleiche Besucher ergriff die Flucht. Der „Spuk“ war ein Geistlicher aus Batterses, der sich in einer stillen Ecke ausruhen wollte.



KIRCHE IN KIRUNA (NORDSCHWEDEN)

Wichtige Station auf der Strecke Lulea — Narvik ist die nordschwedische Stadt Kiruna. Sie ist, ebenso wie Gällivare, durch die Erzberge berühmt. Von Kiruna bis Narvik, dem nördlichsten norwegischen Hafen im Eismeer, sind es 150 Kilometer. Während der schwedische Hafen Lulea sieben Monate im Jahre vereist ist, bleibt Narvik eisfrei, obwohl er mehrere hundert Kilometer nördlicher liegt. Der warme Golfstrom heizt einen breiten Streifen des Atlantischen Ozeans bis hoch hinauf in das Eismeer. Seine Wirkung ist noch bis Spitzbergen zu verfolgen. So kommt es, daß Norwegens Klima angenehmer ist als das des südlicher gelegenen Schwedens. — Blick auf eine moderne Kirche der alten Erbstadt Kiruna.

Ganz Sidney lacht über Louis Burrow

Er wollte sich für die nächsten 100 Jahre einfrieren lassen

Die physikalische Forschung beschäftigt sich seit einigen Jahren ernsthaft mit den Problemen der Kältekonservierung des lebenden Organismus. Maßgebliche Mediziner behaupten, daß durchaus die Möglichkeit bestünde, z. B. die Stoffwechsellage beim Menschen in einen Ruhezustand zu versetzen, damit einen Dauerschlaf mit kaum meßbarer Herz-tätigkeit, wenn nicht völliger „Herzruhe“ zu verbinden und den in einem besonderen Thermostat sozusagen aufbewahrten Körper nach 50, 100 oder auch 150 Jahren wieder zu erwecken.

Bis dahin ist jedoch noch ein langer Weg der Forschung zurückzulegen. Ein bisher ungelöstes Nebenproblem ist u. a. die gleichmäßige Temperaturregulation eines solchen „Menschen-Thermostats“ über Jahrzehnte hinaus. Diese noch ziemlich utopisch anmutende Angelegenheit soll mit all ihren Problemen durchaus nicht unlösbar sein. Aber so einfach, wie der gescheiterte australische Physikstudent, der nach einem Autounfall eine Zeitlang nervenkrank war, sich die Sache vorstellte, ist sie nun doch nicht.

Louis Ferdinand Burrow, heute 53 Jahre alt, eröffnete vor Jahresfrist als sogenannter „Experimentierer“ in Sidney ein „Labor“, wo er mit dem von seinem Vater ererbten kleinen Vermögen nach neuen Parfümen suchte. Er brachte auch drei leidlich düftende auf den Markt, die eben mitgekauft wurden.

Eines Tages las er dann die erste zukunfts-wissenschaftlich anmutende Abhandlung über die Kältekonservierung lebender Körper. Und schon stand Burrows Entschluß fest. Die Gegenwart konnte ihm seiner Ansicht nach doch nichts mehr bieten im Leben. Also wollte er den Sprung über hundert Jahre wagen. Der vom Vater übernommene Apothekerkeller schien ihm geeignet, ein Kältereservoir einzurichten, wo mit elektrischer Energie gespeiste Kühlanlagen eine Temperatur von minus 20 Grad erzeugten. Zwei kleine Fenster wurden zugemauert, die starke Sicherheitstür abgedichtet und von innen verschlossen. Dann nahm Burrow fünf nicht sonderlich schädliche Schlaftabletten und gab sich eine Starrkrampf-Injektion, um auf diese etwas einfache Weise unter 2 Wolldecken die Zeit bis etwa zum Jahre 2083 zu überbrücken.

Wer nicht selbst mit der Haushälterin Mr. Burrows sprach, hält diese Geschichte für den größten Blödsinn, der je aufgeschrieben wurde. Doch sie fand des Morgens auf dem Küchentisch die Anweisung, zwei Maurer zu bestellen, die sicherheitshalber das Ende des Kellerganges zumauern sollten, damit nicht etwa ein späterer Eindringling den „konservierten, scheinototen“ Mr. Burrow störe. Er selbst wollte sich nach Überspringen eines 100-Jahre-Zeitraumes mit Sprengstoff aus seinem Ver-

Rabiates Mittel



Seit einem Jahre hatte ein Hausbesitzer in Buenos Aires beständige Streitigkeiten mit den 24 Mietsparteiern und sich mit ihnen samt und sonders verfeindet. Die Mietsrückstände häuften sich. Die Einkassierung der lästigen Beträge wurde immer schwieriger. Da gedachte er sich zu rächen. Er wollte seine Mieter in Angst und Schrecken setzen. In langer mühsamer Arbeit baute er eine Höllenmaschine, die er im Keller aufstellte. In jedem Stockwerk versteckte er überdies Sprengpatronen, die durch lange Zündschnüre mit der Höllenmaschine verbunden waren. Allen Ernstes wollte er sein Haus in die Luft sprengen, falls die überfälligen Mieten nicht in absehbarer Zeit eingingen. Doch zum Glück war ein Mieter diesem grausigen Plan rechtzeitig auf die Spur gekommen und hatte die Polizei verständigt.

ließ befreien, um plötzlich unter den verdutzten Menschen aufzutreten. Außerdem hatte die Haushälterin den Auftrag, ihn amtlich scheinot zu schreiben zu lassen. Die ratlose Frau suchte die zuständige Behörde auf, die mit erheblichem Erstaunen ihr Ersuchen zur Kenntnis nahm.

Am nächsten Tage schon befreiten Arbeiter unter Polizeiaufsicht den harmlosen „Experimentierer“ aus dem Kühlraum, wo er im Schlaf inzwischen Erfrüerungen davongetragen hatte, die ihn ins Krankenhaus brachten und möglicherweise die Amputation eines Armes erforderlich machen. Dazu stellte sich heraus, daß die batteriemäßige Speisung des Thermostats nur für höchstens 4 Monate gereicht haben würde.

Über solchen Dilettantismus lacht trotz der schaurigen Begleitumstände heute ganz Sidney. Im übrigen wird Burrow die Einweisung in ein Sanatorium wohl nicht erspart bleiben.



AUF GUANACOJAGD IN DEN ANDEN

Eine Begegnung mit Guanacos gehört zu den unvergeßlichen Erlebnissen des Jägers in den Anden. Man trifft sie in 6 000 Meter Höhe an. Die kleinen und scheuen Tiere gehören einer Lama-Abart an. Sie leben in Rudeln auf den höchsten Höhen der östlichen und bolivianischen Koridillere und nähren sich von Gräsern und Anden-Kakteen. Für einen Jägersmann gibt es nichts Schöneres, als an einem herrlichen Oktobermorgen zu frohem Waldwerk in die Koridillere zu reiten. — Links: Guanacojäger vor den Kuppen des 7 200 Meter hohen Aconacagua. — Das rechte Bild zeigt ein Guanaco, das geschickteste Wild der Anden.



